

(Schluß)

Bei diesen mit unerschütterlicher Ruhe und Sicherheit gesprochenen Worten Potter's machte sich eine lebhafteste Bewegung nicht nur im Zuschauerraum, sondern auch unter den Geschworenen und Richtern bemerkbar; man fühlte instinktiv, daß dieser Zeuge die Wahrheit sprach und daß man vor einer ereignisreichen Wendung des Dramas stand.

„Wie Sie ganz richtig sagen,“ fuhr der Präsident zu Herrn Potter gerandt fort, „dann nur der Mörder selbst wolle Licht auf die Missethat werfen. Dies ist aber vor der Hand ausgeschlossen, alle Recherchen nach Balterini sind vergeblich gewesen und durch hartnäckige Verweigerung jeder Auskunft, wo sich derselbe befindet, macht sich auch die Angeklagte in höchstem Grade verdächtig.“

„Und wer sagt Ihnen denn, Herr Präsident, daß Balterini der Mörder gewesen ist?“ fragte ganz unermittelt Herr Potter.

Ueberauschlich blühte der Präsident den Zeugen an; wußte derselbe noch mehr, wie er bereits gesagt hatte, oder wollte er das Gericht täuschern?

„Der Indizienbeweis ist so gravierend,“ fuhr er deshalb mit weniger Schärfe fort, „daß vom legalen Standpunkte an der Schuld Balterini's kaum zu zweifeln ist. Warum hält sich der Verdächtige verborgen, wo das Weib, welches er unzweifelhaft liebt, um ihr Leben kämpfen muß?“

„Herr Präsident, Indizien sind trügerisch. Gestatten Sie mir eine Frage. Falls Sie den Mann kennen, welcher wenige Minuten nach Rumigny das Haus No. 13 betrat, und zwar durch die von Herrn Rumigny offengelassenen Thüre, und wiederum nach wenigen Minuten mit allen Zeichen höchster Aufregung das Haus verließ und sich im Schatten der Gebäude eilfertig davon machte, ich frage, wenn Sie diesen Mann kennen, würden Sie ihn dann für den Mörder halten?“

„Unzweifelhaft!“ antwortete der Präsident, sichtlich erregt.

„Nun gut,“ fuhr Herr Potter fort, „dieser Mann war Balterini nicht, dieser Mann befindet sich hier als Zeuge im Gerichtssaal und ist der Vetter der Angeklagten, Herr Morin. Ich selbst habe von meinem Fenster aus ihn das Gebäude betreten und verlassen sehen und ihn bei unserer heutigen Begegnung sofort wieder erkannt.“

Ein wahrer Sturm der Erregung erhob sich nach diesen Worten Potter's, und der Präsident bemühte sich vergeblich, die Ruhe wiederherzustellen. Alle Augen richteten sich auf Morin, der leichenblau an allen Gliedern zitternd sich an der Lehne seines Stuhles anklammerte, um nicht umzukippen. Nachdem sich die Aufregung einigermaßen gelegt hatte, wandte sich der Präsident an Morin und sagte: „Zeuge Morin, Sie haben die gegen Sie erhobene Beschuldigung gehört, was haben Sie darauf zu sagen?“

Mit seinem offenen Blick starrte er auf diesen seinem Richter gegenüber, ein Blick, der genügt hier, um zu erkennen, daß dieser Mann kein Mörder war.

„Sie wissen,“ begann der Präsident, „was sich hier ereignet hat und welche schwerere Verurteilung auf Ihnen ruht. Wo waren Sie in der Nacht vom 2. auf den 3. März?“

„Im englischen Kanal,“ Herr Präsident, „und zwar an Bord der „La France“, auf welcher ich mich als Passagier unter dem Namen Alberti auf der Reise nach New York befand.“

„Wie verhält es sich aber denn mit dem Briefe, worin Sie Ihrer Geliebten mittheilen, daß Sie am 2. März nach Paris kommen würden?“

„Ich war auch tatsächlich am Morgen des 2. März in Paris und traf auf dem West-Bahnhofe Herrn Morin. Ob derselbe von meiner Abreise zu kommen wußte oder mich zufällig traf, vermag ich nicht anzugeben. Doch glaube ich, daß er irgendwie von meinen Absichten Kenntniß erhalten hat. Sobald er meiner anständig wurde, theilte er mir mit, daß Margarethen's Vater in Paris wohnt und in ihrer Wohnung gegenüber im Hotel „Zum Dauphin“ abgesehen sei. Ferner, daß von der französischen Regierung meine Auslieferung an Italien verfügt und Herr Rumigny mit mehreren Geheimpolizisten auf der Suche nach mir sei, um mich verhaften zu lassen. Ich bezweifelte die Wahrheit von Herrn Morin's Worten und beschloß, mich von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Morin begleitete mich zur Straße Marlet und dort vor dem Hause No. 13 sah ich zu meinem Schrecken, daß Morin die Wahrheit gesagt hatte, denn dort stand Herr Rumigny und wenig hätte gefehlt, so wäre ich ihm in die Arme gelaufen. Ich zweifelte nun nicht länger an der Wahrheit dessen, was Herr Morin mir mitgeteilt und, um mich vor der drohenden Auslieferung zu retten, fuhr ich mit dem nächsten Zuge nach Havre zurück, und kam gerade noch zur Zeit, um noch an Bord der „La France“ zu kommen, mit der ich mich nach New York begab.“

„Können Sie irgend welche Beweise für Ihre Angaben bringen?“ fragte der Präsident gespannt.

„Ueberzeugende Beweise,“ Herr Präsident, „der Zahlmeister und erste Offizier der „La France“, auf der Herr Potter und ich von New York zurückgekehrt sind, können beide meine Anwesenheit in der fraglichen Nacht an Bord des Schiffes bezeugen. Beide sind auf Wunsch des Herrn Potter mit uns nach Paris gekommen und sind bereit, ihre Aussagen eidlich zu erhärten. Der Anschlag des Schurken Morin ist mir jetzt klar; er wollte mich aus dem Wege schaffen, um bei meiner Geliebten freie Bahn zu haben. Margaretha wußte, daß ich mich in Philadelphia befand, bat mich, nicht zu schreiben, um meine Anwesenheit dort nicht zu verrathen, da die italienische Regierung noch immer auf mich jähnden ließ. Durch Herrn Potter, der mich bald nach meiner Ankunft in Philadelphia aufsuchte, wurde ich über die Ereignisse hier auf dem Laufenden gehalten, durch ihn erfuhr ich denn auch, daß die italienische Regierung mich begnadigt habe. Daß war das Signal zu unserer Rückkehr, und Gott sei Dank, wir sind noch zu rechter Zeit gekommen, um einen Justizmord zu verhindern.“

Die Vernehmungen des ersten Offiziers und des Zahlmeisters der „La France“ ergaben, daß Balterini sich in der Morgnacht an Bord des Schiffes befunden habe; ihr Zeugniß war aber kaum mehr nöthig, da Jedermann im Gerichtshofe von der Unschuld Balterini's und der Angeklagten überzeugt war. Der Generalanwalt beantragte selbst die Freisprechung und sofortige Entlassung der Angeklagten und Balterini's, welche die Geschworenen auch, ohne ihre Sitze zu verlassen, ausprochen.

Im nächsten Augenblicke lag Margaretha in den Armen Balterini's, der sich glücklich über sie beugte und ihr sagte: „Jetzt bist Du mein auf Erdig und vor aller Welt. Nichts soll uns mehr trennen!“

„Dein auf Erwig,“ wiederholte Margaretha, indem sich vor Erregung schluchzend ihr Gesicht an Balterini's Brust barg.

Doch dann schied Potter lebend, sagte sie: „Wie soll ich Ihnen danken für alles, was Sie für uns gethan.“

„Dank bedarf es wohl nicht,“ erwiderte dieser lachend. „Die innere Vergebung, Mütter gewesen zu sein, als die ganze Pariser Polizei, ist mir Dank genug. Gott segne Sie und mache Sie nach all' diesem Trübsal recht glücklich!“ setzte er in warmem Tone hinzu, „und nun leben Sie wohl, Ihr Glück braucht keine Zeugen.“

Wenige Monate später fand die Verhandlung gegen Morin statt und nach ein Mal erschienen Balterini und Margaretha im Gerichtssaal — als Zeugen. Ein direkter Mord konnte Morin nicht nachgewiesen werden, doch sein Benehmen bei der ganzen Sache war so verdächtig, daß die Geschworenen seine Angaben, er habe in Nothwehr gehandelt, nicht glaubten. Er wurde des Todtschlages schuldig befunden und zu zehn Jahren Bagno verurtheilt, stark jedoch schon nach kurzer Zeit im Bagno zu Paris. Wie der Mord verübt wurde und was der Missethat vorberging, hat er nicht enthüllt; das Geheimniß hat er mit sich in's Grab genommen.

Onkel Ferko. Von Franz Friedberg.

Nirgends geht's so toll her wie in der Kunst! Abgesehen davon, daß die Lotterien nicht unbedenklicher als als das Publikum, gibt es tausenderlei Zufälligkeiten, im Leben spurlos an uns vorübergehende Vorkommnisse, die in der Kunst im Stande sind, uns einen ungeheuren Schaden zuzufügen. Wissen wir ja, daß das zu Boden Fallen eines Opernglases im Theater schon genügt, die Aufmerksamkeit der gesamten Zuhörerenschaft zehn Minuten lang von den interessantesten Vorgängen auf der Bühne abzulenken. Wehe — eine Katastrophe, wenn — Gott behüte — während einer spannenden Szene plötzlich im Parquet ein etwas zu lauter Riesen ertönt! Gewöhnlich finden sich da auch noch gewissenlose Witzmacher ein, die von der Gallerie herab „Profit“ schreien. Damit ist unweiderbringlich die ganze Szene, ein ganzer Akt, wenn nicht oft das ganze Stück in Grund und Boden ruiniert, ein Stück Lebenshoffnung eines vielleicht genialen jungen Autors zu Grabe getragen. Und das alles, weil irgend ein Herr oder eine Dame sich so leicht geteilt hatte, oder so unvorsichtig war, sich dem Luftzug auszulassen.

Bekanntlich fiel der erste Akt des Rossini'schen „Barbier“ bei seiner Premiere durch. Wer war schuld daran? Der Darsteller des Basilio — ein noch junger Anfänger — trat auf und fiel über einen Teppich mit einer solchen Vehemenz der Länge nach hin, daß sein langer spitzer Jesuitenhut, einen Bogen machend, in's Orchester fiel. Dieser Anblick wirkte derart lächerlich, daß das Publikum von nun an keinen Sinn mehr für den weiteren Gang der Handlung hatte und Wort für Wort mit Witzgeleien und Hochrufen begleitete. Mergelich sollen die Anbänger Basilio's diese Konjunktur freudig aufgegriffen haben, um den Durchfall zu beschleunigen.

Rossini, der die ganze Zeit über in einer Loge saß, konnte es schließlich nicht mehr ertragen, lief nach Hause, legte sich zu Bett und hülfte sich über die Ohren in Deden ein. So lag er ungefähr zwei Stunden, da hörte er plötzlich Leute die Treppe heraufstürmen; es wurde heftig an die Thüre geklopft.

„Um Gotteswillen, was wollt Ihr?“ rief er angstzitternd hinaus, „ich will nie wieder komponiren — ich schwöre es Euch — nicht selig will ich werden, wenn ich je wieder einen Notentopf niederschreibe — nur thut mir nichts zu Leide!“

„Fovida il Maestro Gioachino!“ schallte es zurück. Nur schmer wurde es seinen Freunden, ihn zu überzeugen, daß sie gekommen waren, ihm eine Ovation zu bringen, da der zweite Akt ein Triumph war.

Das sind so die kleinen Spukteufelchen, die in der Kunst ihr Unwesen treiben. Wir sind auch bei unseren Unternehmungen stets darauf vorbereitet, uns einen dieser Rader in den Radern springen zu sehen.

Daß mir aber mein Onkel Ferko (zu deutsch Ferdinand) einmal ein Kunstwerk zu Schanden machen würde, kamst ich mir im Traume nicht einfallen lassen. Und doch hat er es gethan, der gute Onkel Ferko, obwar er mich wie einen Sohn liebte, und ihm nichts ferner lag, als mich zu Schanden anzutun.

Die Sache trug sich so zu: Ich fand mich einen Sommer über bei ihm in Ungarn zu Besuch. Eines Tages schickte der Bischof unserer Stadt zu mir und ließ mich bitten, ihn zu besuchen. Ich fand in dem Kirchenfürsten nicht allein einen faszinirend lebenswürdigen, sondern auch musikalischen durch und durch gebildeten Mann. Was mich aber besonders interessirte, war seine Sammlung echt italienischer Streichinstrumente. Da sich darunter auch drei Geigen ersten Ranges (Guarneri, Stradivari und Amati) befanden, so spielte ich den ganzen Nachmittag ununterbrochen und blieb dann zum Abendessen.

Wie es mit Dilettanten meist der Fall ist, sprachen wir bei Tisch ausschließlich von Musik. Unter Anderem erzählte mir der Bischof, er hätte der ersten Aufführung der Liszt'schen Remonstrationsmesse in Preßburg beigewohnt und von diesem gewaltigen Werk einen unaussprechlichen Eindruck erhalten. Ich hinwiederum berichtete ihm von einer Reproduktion der Messe in Weimar unter der persönlichen Leitung Liszt's, wobei ich die Violinpartie spielte. Ob es denn keine Möglichkeit gäbe, die Messe an einem der hohen Feiertage in unserer Domkirche aufzuführen, meinte der Bischof nachdenklich. „Ich fürchte aber, unter Chorregent wird nicht der rechte Mann dazu sein.“ Ich erklärte mich sofort bereit, die Leitung zu übernehmen, falls mir die ausreichenden Kräfte gestellt würden. „Die sollen Sie haben,“ versprach er mir, und er hielt Wort. Ich bekam ein Orchester von gegen fünfzig Mann und einen Chor von über zweihundert Sängern und Sängerninnen. Sämmtliche Gesangvereine des Romitatz wurden hierzu aufgeboten.

Gut — wir fingen mit den Proben an. Da jeder einzelne mit heiligem Feuer bei der Sache war, kamen wir ziemlich flott vorwärts, und die Aufführung versprach eine den Umständen entsprechend günstige zu werden.

Am Frohnleichnamstag war die etwa zehntausend Menschen fassende Domkirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Punkt zehn Uhr trat der Bischof im goldstrotzenden Ornat, umgeben von seinem Stab von Domherren, Pfaffen und dem niederen Klerus vor dem Altar, und das Hochamt begann.

Ja — seinähe hätte ich etwas vergesen. Schon einige Tage vorher hatte mich Onkel Ferko gebeten, ihn auf den Chor mit hinaus zu nehmen, damit er mich von nahe bewundern könne. Warum sollte ich ihm nicht den Gefallen thun? Ich nahm ihn also mit und postierte ihn neben den Organisten.

Das Krige ging tollert und weihenoll, ebenso das Gloria und das darauffolgende Credo. Nun kam der heiligste Akt der Messe, die Wandlung und Opferung, das Volk fiel andachtsvoll auf die Knie. Ich stand vor meinem Dirigentenpult, das Gesicht dem Altar zugewendet, um nach Beendigung der Opferung dem Organisten das Zeichen zum vollen Einsetzen zu geben.

Ich stehe also da und denke an nichts weiter, wie den Einsatz nicht zu verpassen. Im ganzen Raum herrschte eine Stille, daß man eine Stecknadel zur Erde fallen hören kann. Da — mit einem Male — wie ein Blitz durchschneit die Luft ein — ja, wie soll ich nur sagen — Schrei — nein — Scheul — nein — Getöse! — auch nicht — es giebt keinen Ausdruck, um den ungefähr fünf Sekunden anhaltenden Laut zu schildern, mit dem wir plötzlich überfallen wurden. Wenn der Teufel mit seiner ganzen Höllebrut, gefolgt von sechshundert Hyänen und Schakalen durch die Kirche jagte, es könnte keinen ohrenbetäubenderen Lärm, keine so nervenzerrüttende Dissonanz ergeben.

Der Bischof blieb mit dem Becher in der Höhe bewegungslos stehen, das Publikum sprang entsetzt von den Anien auf, und ich fühlte mich wie von einem Wirbelwind erfasst noch der anderen Seite herumgerissen. Was ich aber da erst zu sehen bekam, machte mir das Blut in den Adern erstarren. Ein Feldweibel der dortigen Militärkapelle, der bei uns als Kontrabaßist mitwirkte, hielt Onkel Ferko am Genick fest, schüttelte ihn einige Male tüchtig und schleuderte ihn dann in eine Ecke.

Mein Gott, was geschiet hier — träume ich — Ich will den Leser nicht länger im Unklaren lassen — Onkel Ferko hatte uns das Unheil angedeutet. Um über die Barriere weg besser sehen zu können, was am Altar vorgebe, stellte er sich auf die Fußspitzen, dabei verlor er das Gleichgewicht und kam voll auf die Klaviatur der Orgel zu liegen.

Der mit dem Mechanismus der Orgel etwas mehr vertraut ist, wird wissen, was das zu befehlen hat, wenn man ein solches Instrument ersten Ranges, das alle seine Register aufgeklappt hat, mit einem Mal gegen fünfzehn chromatische neben einander liegende Töne niederbrückt, und dem wird mein Vergleich mit dem Teufel und den Hyänen vielleicht auch nicht übertrieben erscheinen.

Nun wäre ja eigentlich der Organist der Nächste gewesen, den Hinterückschleier von der Tastatur herabzu stoßen. Der that es aber merkwürdigweise nicht, sondern schlug bloß die Hände verzweiflungsoll über den Kopf zusammen. Und so griff der wadere Kriegsmann ein, allerdings mit einem für Onkel Ferko recht verhängnißvollen Eisen.

Der Bischof erhob sich zu allererst von seinem Schred. Auch das Publikum begriff sehr bald, daß es vor allem die heilige Handlung nicht hören dürfe, und so konnten wir ungehindert weitergehen. Mit unseren Leistungen ging es aber von jetzt an rapide bergab. Ich dirigirte treu und quer und dachte nur an die eben erlebte Szene. Die Unachtsamkeit des Dirigenten theilt sich aber gewöhnlich wie eine Suggestion den Uebriegen mit; an die Stelle der weihenollen Stimmung trat Richten, Häßern; Fedler über Feder stellten sich ein, und das Ende des unter so günstigen Auspizien begonnenen Musikfestes war — ein graßliches Fiasko.

Ich war nur froh, daß es aus war, warf den Totstod von mir und lief hin, um nach Onkel Ferko zu sehen. Der war verschunden. Ich fuhr rasch nach Hause und traf ihn im Bette liegend, mit einem zerschundenen Gesicht, eine mächtige Beule auf der Stirn. „Kannst Du mir sagen,“ empfing er mich wüthend, „was der Schurke von Soldat von mir hat wollen?“

Das Gebot der Mutter.

Eine seltsame Geschichte von Richard D. Montoy.

Es war auf unserem letzten Jahresbanquet im Militärklub. Von dreihundert ehemaligen Kriegskämpfern von St. Cyr waren nur noch hundertundsechzig übrig; die Einen vertheidigten sich noch mit tapferem Muthe gegen die Angriffe des Alters; die Anderen waren fahlsüchtig, aufgeschwemmt und hatten, schon bevor sie noch den Major erreicht, die alterstgrauen Köpfe höherer Staboffiziere.

Natürlich sprach man von den Verstorbenen, Todten; jeden Augenblick hörte man das: „Erinnerst Du Dich noch an...?“ — das sozusagen stets den Rest dieser Bankets bildet, in dem alle Erinnerungen ausgelautet werden. Man sprach von Julian, der bei Bomy fiel, von Brahand, von Wegensac, dessen Pferd durchging, von Anthonie, dem eine Granate vor den Augen seiner entsehten Kompagnie den Kopf vom Rumpfe riß.

„Und d'Yramond“, sagte der Kapitän Charre, „erinnert Ihr Euch an d'Yramond?“

Blühlich sagte der Kommandant Faubert zu uns im ernsten Tone: „Meine Herren, ich war damals Kapitän im siebzehnten Chasseur-Regiment, und ich verlichere Sie, ich kann — ohne daß ich näher, als sonst Jemand ein — nicht an diese Geschichte denken, ohne jene Angst zu empfinden, die uns bei den Problemen erfasst, die unser Verstand nicht begreifen will.“

„Erklären Sie sich! Erklären Sie sich deutlicher!“ rief man in der Runde. „Nun, meine Herren, es war vor fünf Jahren. Wir befanden uns in St. Germain, bei reizendsten aller Garnisonen. Der Kapitän d'Yramond nahm mit seinem Namen, seinem großen Namen und seiner ritterlichen Eleganz, eine glänzende Stellung in unseren besten Kreisen ein; er war stets der Letzte beim Souper und der Erste zu Pferde.“

Blühlich hatte sich das Alles verändert. Die Herzogin von d'Yramond war eines Tages an einem Herzschlage verchieden.

Von dem Augenblick an, da der Kapitän nicht mehr seine Mutter hatte, „Mama“, wie er mit kindlicher Gärlichkeit sagte, die in dem Munde dieses großen Menschen mit dem langen Schmrurbart einen so rührenden Kontrast bildete, an dem Tage, da er sich nicht mehr nach mehrtägigem Wummeln von Zeit zu Zeit in dem Hotel der Rue St. Dominique aufsuchen konnte, war er nicht mehr der selbst. Er fuhr nicht mehr nach Paris, und wenn er nicht Dienst hatte, verließ er den kleinen Pavillon in der Rue du Boulanger nicht mehr, sondern blieb stundenlang vor dem dem Cabaret gemalten Portrait der Herzogin in stiller Betrachtung sitzen. Er bildete die theure Todte mit ihren eischarbenen blonden, etwas gewellten Haaren, ihrem sanften Lächeln und ihren blauen Augen an, die ihm in alle Ecken des Zimmers zu folgen schienen. — Vergebens versuchte ich, den Kapitän dieser fügen Idee zu entreißen.

„Nein, siehst Du“, sagte er zu mir, „ich bin auf einmal ein alter Mann geworden, denn so lange man seine Mutter hat, hält man sich für jung. Das Leben, das man so jeden Tag stückweise fortwirft, ist nur ein Traum, ohne diese regelmäßigen Raststunden, die man unter dem mitterlischen Dach abhält, wo man wieder Athem schöpft, und wieder zu sich selber kommt. Der Mann ist zu beklagen, der kein Heim hat, wo er sich ausruhen und das er verlassen kann, um stärker und selbstbewußter wieder in die Welt hinauszutreten.“

Er wurde immer schweigsamer und immer düsterer. Als ich ihn eines schönen Wintermorgens zum Mandor abholen wollte, fand ich ihn ganz besonders aufgeregt.

„Du wirst über mich lachen“, sagte er plötzlich, „aber mit ist heut' eine ganz merkwürdige Geschichte passiert.“

„Was denn?“

„Du kennst doch den Abbé Vincent, den ersten Vikar von St. Germain. Letzte Dir, heute Morgen kommt er in Begleitung eines Chortnaben zu mir, der das heilige Sakrament trägt. Natürlich wunderte ich mich.“

„Sie müssen sich irren, Herr Abbé. Lebensfalls täuschen Sie sich in der Adresse.“

„Nun, nein; man hat mir gesagt, ich solle zu dem Kapitän d'Yramond gehen.“

„Dann hat man sich einen sehr unpassenden Scherz erlaubt, und wenn ich den Urheber desselben in Erfahrung bringe.“

„Herr Kapitän, ich verlichere Sie, die Deme, die mich zu Ihnen geschickt, sah höchst respektabel und glaubwürdig aus.“

„Eine Dame?“

„Ja, Kapitän... oh, ich würde sie unter Tausenden wieder erkennen. Sie hat festig darauf bestanden und mich dabei mild und traurig angesehen. Dabei sagte sie: „Eilen Sie, eilen Sie, es ist die höchste Zeit!“ Ja, ja, es die Dame, die das Bild vorstellte.“

„Nun denn, Herr Abbé, dieses Bild stellt meine Mutter, die Herzogin d'Yramond, dar, die vor etwa zwei Monaten gestorben ist!“

Der Priester zitterte ein wenig und sagte dann: „Mein liebes Kind, die Wege der Vorsehung sind wunderbar. — Embalgmen Sie das heilige Sakrament. Es ist immer gut, mit seinem Gott verlobt zu sein. Und dann — wer weiß — der Frau Herzogin wird es da oben sicherlich Freude machen.“

Da habe ich denn keinen Einwand mehr erhoben und tiefbewegt gebeichtet und das Abendmahl genommen.

Vielleicht hat der brave Mann eine Hallucination gehabt, vielleicht ist er der Spielball einer Aehnlichkeit geworden. Kurz und gut, es ist geschehen, und jetzt vorwärts zum Mandor.

Ich erinnere mich, daß es an jenem Morgen, ebenso wie heut', etwas kalt war. d'Yramond ritt einen prächtigen Braunen, den er am vorigen Tage auf der Auktion des Lord Darlington gekauft hatte.

Wir spizenoten im Galopp davon, um uns der Schwadron anzuschließen, und der gefrorene Boden hallte unter den Füßen der Pferde dumpf und dröhnend wieder.

Ich versuchte, meinen Freund heiter zu stimmen und zu zerstreuen, doch er blieb düster und kam stets auf den Besuch des Abbé zurück, indem er mit seltsamer Stimme zu mir sagte: „Gesteh offen, die Sache ist eigentümlich.“

Wir kamen auf dem Mandorsee an, melbeten uns beim Oberlieutenant zum Appell und sprengten dann auf unsere Schwadronen zu.

In diesem Augenblick kam ein Rekrut, dessen Pferd durchgegangen, auf uns losgeföhrt.

Der arme Junge hatte vollständig die Bestimmung verloren, hatte die Zügel seines Pferdes fahren lassen und klammerte sich an Leibesträften an den Sattel seines Reiters an.

Der Zusammenstoß war schrecklich. Mein Diensthof, ein alter Rappe, der an solche Ueberraschungen gewöhnt war, rührte sich nicht vom Fleck, doch d'Yramonds Brauner bäumte sich wüthend und stürzte zu Boden; eine Schutze sah ich eine auf dem Boden zusammenstürzende Masse; dann sprang das Pferd verzweifelt mit einem Sage auf, während mein unglücklicher Freund, dem der Schadel von einem Schlag mit dem Fuß zertrümmert worden, benimmungslos auf der Erde lag.

Unglücklicherweise war der Arzt nicht da. Man brachte den Verunglückten im Rekrutenwagen nach St. Germain, doch es war schon zu spät. Er starb Nachmittags gegen fünf Uhr, ohne ein Wort gesprochen oder das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. — Ich aber, der die Geschichte des Abbé Vincent kannte, habe darauf bestanden, man solle mit auf die Todesanzeigen setzen: „Mit den Segnungen der Kirche versehen.“

— In der Hölle getörrzt. Einen wachhaft satanischen Streich soll angeblich der Schankwärtter Timothy Mullen in Owen McCann's Kneipe in New York dem Italiener Gostiano Pitto gespielt haben, wie der Italiener der Polizei erzählte, als er dazu im Stande war. Pitto, der 28 Jahre alt ist, wollte in der genannten Wirthschaft zwei Kessel Bier holen. Mullen fragte ihn, ob er gern Sodawasser trinke und als der Italiener dies bejahte, soll, wie Pitto behauptet, der Schankwärtter ihm ein Glas voll von einer Flüssigkeit aus einer Sodawasserflasche eingeschänkt haben. Die Flüssigkeit war farblos und sah wie Sodawasser aus. So zögerte denn Pitto, der, wie er sagte, sehr durstig war, nicht, die Flüssigkeit in zwei langen Zügen herunter zu schlürzen. In der nächsten Stunde wühlte sich der Italiener, sich vor brennenden Schmerzen krümmend, am Fußboden, während Mullen und einige andere Männer in der Wirthschaft sich über die Pein des armen Wichtes höchst lustig belustigt haben sollen. Der Zustand Pitto's wurde indessen bedenklich, und Mullen fand es gerathen, den Polizisten Wannenmacher herbeizurufen. Dieser erkannte die Gefährlichkeit des Zustandes des Italieners, er ließ, kurz entschlossen, aufpocken und in einer Car nach dem J. Hood Weigh's Hospital brachte. Pitto war nicht im Stande zu sprechen. Die Ärzte arbeiteten lange, bis sie den Verlebten wieder so weit hatten, daß er Aufschluß darüber geben konnte, was mit ihm geschehen war. Der Sergeant in der Polizeiwache sandte zwei Deletts aus, um die Angelegenheit zu untersuchen. Mullen erzählte ihnen, daß, als der Italiener in die Wirthschaft kam, zwei Plumbers an der „Bar“ standen und trank n. Die Männer behauptete Mullen, nicht gekannt zu haben. Neben dem Ginen stand eine gewöhnliche Sodawasserflasche mit einer Mischung von Salzfäure und Ammoniak, wie sie Plumbers als Lötlwasser brauchen. Heimlich hatte der Italiener die Flasche genommen und schnell einen großen Schluck daraus genommen, als er sich unbemerkt glaubte. Diese Darfstellung des Schankwärtters erklärte der Italiener für erlogen und beharrte dabei, daß Mullen ihm ein Glas von dem Stoff als Sodawasser eingeschänkt und angeloten hätte. Mullen wurde verhaftet und eingesperrt, und die Deletts versuchten nun, die beiden Plumbers ausfindig zu machen.